

# 1813—1913,

. Rede,

gehalten am 26. Juni 1913 bei der Stiftungsfeier der  
Ludwig-Maximilians-Universität in Verbindung mit  
der Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungs-  
jubiläums Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und  
mit der Feier zur Erinnerung an die Befreiungskriege

von

Dr. Karl Theodor von Heigel,  
o. ö. Professor für Geschichte.

---

München

Zu beziehen durch die J. Lindauer'sche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping)  
1913.



# 1813—1913.

Rede,

gehalten am 26. Juni 1913 bei der Stiftungsfeier der  
Ludwig-Maximilians-Universität in Verbindung mit  
der Feier des fünfundzwanzigjährigen Regierungs-  
jubiläums Seiner Majestät des Deutschen Kaisers und  
mit der Feier zur Erinnerung an die Befreiungskriege

von

Dr. Karl Theodor von Heigel,  
o. ö. Professor für Geschichte.

---

München

Zu beziehen durch die J. Lindauer'sche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping)

1913.







## Königliche Hoheit!

### Hochgeehrte Festversammlung!

„Drum weilet, wo im Feierkleide  
Ein rüstig Volk zum Feste geht,  
Und leis die feine Bannerseide  
Hoch über ihm zum Himmel weht!“

Unser Vaterland kann im Jahre 1913 ein Doppelfest feiern, ein Jubiläum des Fürsten, der vor 25 Jahren den Kaiserthron bestieg, und ein Jubiläum des Volkes, das vor 100 Jahren durch eigene Kraft aus schmachvoller Fremdherrschaft erlöst wurde.

Aus so stolzem Anlaß hat auch unsere Alma mater ein Feierkleid angefan, die alten und jungen Kommilitonen haben sich aus der Unrast des Alltags aufgerafft und zu festlichem Tun versammelt, und mir ist die Aufgabe übertragen, Ihnen vor Augen zu bringen, was vor 100 Jahren vom deutschen Volke und seit 25 Jahren von seinem Kaiser erkämpft und gewirkt wurde.

Ich bin mir vollkommen klar darüber, daß ich nicht viel Neues zu sagen habe und daß Manches bei den vielen schon vorausgegangenen Festakten beredter und überzeugender gesagt worden ist, doch darf ich wohl, wenn meine Hörer klagend rufen: „Vae tibi, Posthume, Posthume!“ einen Teil der Verantwortung auf meine verehrten Arbeitgeber abladen.

Ich will mich frei halten von Überhebung und Überschwang, doch wird mich auch das oft tendenziös mißbrauchte Schlagwort: Hurrapatriot! nicht abschrecken, der Freude am Aufschwung unseres Vaterlandes und an unserem kraftvollen Kaiser offen Ausdruck zu geben.

Da höre ich jemand sagen: „Was geht die Feier jener Tage, in denen Preußen das fremde Joch abschüttelte, die Münchner Hochschule an?“ „Bayern war vor 100 Jahren für jene Königsberger Umstürzler genau so der Feind, wie Napoleon!“ Stand doch die bayerische Division Raglovich noch bei Bautzen und Dennewitz unter französischen Adlern den Scharen Blüchers gegenüber!

Gewiß, doch wer deshalb uns Bayern die Teilnahme an der Gedenkfeier wehren möchte, vergißt, daß zwischen jenen Kämpfen und unseren Tagen das Jahr 1871 liegt. Er scheint darauf vergessen zu haben, daß wir Bayern 1871 mit den norddeutschen Stämmen, die ja doch Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut und nur durch Bruderzwist uns entfremdet waren, wieder ein Volk geworden sind, —

„Es war ein neuer Bund,

Und doch — kein neuer Bund, es ist

— Ein uraltes Bündnis nur von Väter Zeit,

Das wir erneuern —“

Seither haben wir mit den norddeutschen Brüdern gemeinsame Pflichten, aber ihre Ehre ist auch unsere Ehre! Auch wir dürfen uns des deutschen Frühlings von 1813 freuen, auch wir wollen der Treuen, die der Parole Yorks: Ratzbach, Friedrich, frei! opfermüthig Folge leisteten, die an der Ratzbach und bei Leipzig ihr Gelübde mit dem



Tode besiegelten, pietätvoll gedenken und ihre Urnen mit frischen Eichenkränzen schmücken.

Nach üblem deutschen Brauch hat sich in den Tagen der Jubelfeier eine bittere Fehde entsponnen, ob am Befreiungswerk die Regierung oder das Volk den entscheidenden Anteil zu beanspruchen habe? „Der König rief, und alle, alle kamen!“ so singen die einen, „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ replizieren die andern.

Sicherlich haben weder die einen noch die andern das ganze Recht auf ihrer Seite.

Es hieße der geschichtlichen Wahrheit Gewalt antun, wenn man die patriotische Bewegung auf die Initiative König Friedrich Wilhelms III. zurückführen wollte, aber ebensowenig darf ein Gegensatz konstruiert werden zwischen dem König und jenen führenden Geistern, denen der Wiederaufbau des preußischen Staates und damit die Wiederbelebung des deutschen Geistes zu danken ist. „Die Treue sollen sie lassen stan!“ Den Scharnhorst, Yorck, Gneisenau, und ebenso den Arndt, Fichte, Schleiermacher, all den Männern, die nichts von der Freundschaft des Siegers, alles von der eigenen Kraft erhofften, stand die germanische Anhänglichkeit an den Träger der Krone, die Königs-treue, über allen anderen Absichten und Rücksichten. Sie alle waren, obwohl verschiedenen deutschen Gauen entstammt, gute Preußen geworden, also treu ergeben dem monarchischen Prinzip; sie alle fühlten und dachten wie Bismarck, der noch am Abend seines Lebens trotz aller bitteren Erfahrungen versicherte, der Landwehroffizier des 9. Füsilierregiments sei ihm sein Leben lang der beste Wegweiser gewesen.



Unser Kaiser selbst hat in seiner letzten Königsberger Rede die Anfänge der Bewegung durchaus dem geschichtlichen Verlauf entsprechend geschildert. Yorck habe sich „unter dem gewaltigen Druck der Verhältnisse“ zu dem Entschluß durchgerungen, die ihm anvertrauten Truppen nicht länger im Dienst Napoleons zu belassen. „Sein war die Tat, sein ist der Ruhm!“

„Wer um höhere Pflichten die Pflicht durchbricht,  
Den Mutigen will ich preisen“ —

Von jenen Niederungen, wo sich vor 600 Jahren Priester, Ritter und Bürger aus allen deutschen Landen angesiedelt hatten, um im harten Kampf mit den Wenden deutsches Neuland zu schaffen, ging die Befreiung aus.

Friedrich Wilhelm III. war über die Willkür Yorcks höchst ungehalten. An der Tatsache, daß die Konvention von Taurroggen ohne Wissen und gegen den Willen des Königs abgeschlossen wurde, ist nicht zu rütteln. Es war bitterer Ernst, wenn Yorck schrieb: „Eurer Majestät lege ich völlig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte!“

Friedrich Wilhelm würde als Soldat oder Bürger tadellos seinen Platz ausgefüllt haben, doch für den Träger einer Krone, zumal in drangvoller Zeit, fehlte ihm der große Zug. „Eine ausgesprochen unpolitische Natur“ nennt ihn auch sein beredtester Anwalt Treitschke. Er war einerseits unselbständig und hilfsbedürftig, andererseits mißtrauisch gegen jeden Rat und besonders argwöhnisch, wenn ihm geistig überlegene, energische Persönlichkeiten gegenüberstanden. Im Untergang der großen Armee auf den Schneefeldern Rußlands erblickte

auch er ein Gottesgericht, und er müßte nicht der Gatte Luizens gewesen sein, wenn nicht auch ihm die Vergeltung für die Schmach von Tilsit als Ziel gegolten hätte. Doch zu einem festen Entschluß, mit Napoleon zu brechen, konnte er nicht gelangen. Er grollte nicht bloß — was bei seinem soldatistischen Sinn selbstverständlich ist — dem General, der seine Vollmacht überschritten hatte, sondern auch den „Hitzköpfen und Schreiern“, die eine jähe Absage an den Übermächtigen verlangten.

Vorsichtige Zurückhaltung war ja gewiß auch geboten. Der nach Krieg und Sieg verlangende Bürger trägt im schlimmsten Falle nur die eigene Haut zu Markte, der Regent hat für Wohl und Wehe der Gesamtheit die Verantwortung zu tragen. Für Rußland und Österreich war der Krieg ein kleineres Wagnis, für Preußen wäre ein zweites Jena der Untergang gewesen.

Diplomatische Berechnung und angeborene Charakterschwäche ließen also den Monarchen unsfät hin und her tasten. Daß trotzdem die im Volk erwachte Begeisterung dem Vaterland nicht verloren ging, daß ein von hohen, sittlichen Impulsen geleiteter Patriotismus immer mächtiger aufwuchs, war jenen Kriegern und Staatsmännern und Gelehrten zu danken, die das eigentliche Wesen des preußischen Staates besser kannten, als der König. Die Reformen der Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau hatten mit besonnener Benützung neufränkischer Theorien den Volkskräften eine freiere Entfaltung ermöglicht, das Bürgertum mündig gemacht, überall hin Licht und Luft verbreitet. Zwei sich einander ergänzende Aussprüche von Stein und Scharnhorst scheinen mir besonders klar zu beweisen, daß



die freiheitliche Tendenz der Reformen darauf berechnet war, die Nation zum Befreiungswerk vorzubereiten. „Ich glaube,“ schreibt Stein, „daß es wichtig ist, die Fesseln zu brechen, womit die Bureaukratie den Aufschwung der menschlichen Fähigkeiten hindert; die Nation muß daran gewöhnt werden, ihre eigenen Geschäfte zu verwalten und aus dem Zustand der Kindheit in die Mannheit herauszutreten.“ „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen,“ schreibt Scharnhorst, „man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur dann wird sie sich selbst achten und von andern Achtung zu erzwingen wissen.“ Aus dem Selbstvertrauen, das die Nation durch die Stein'sche Gesetzgebung gewonnen hatte, erwuchs im neu auflebenden Staat der Drang nach Unabhängigkeit. Und als die Stunde schlug, zeigte sich das Geschlecht des ihm geschenkten Vertrauens würdig. Das Jahr 1813 brachte den Lohn für das Erziehungswerk der Stein und Scharnhorst.

Eine gründliche und völlig objektive Darlegung der wechselvollen Verhandlungen und Strömungen im Winter 1812/13 hat unlängst der Leiter des preußischen Staatsarchivs, Paul Baillen, in einem Aufsatz „Preußen am Scheideweg“ geboten. Daraus ist zu ersehen, daß der König auch noch nach Neujahr fortfuhr, gleichzeitig mit Rußland und Frankreich Freundschaftsversicherungen auszutauschen, daß aber doch schon einheitlich auf das Ziel: Los von Napoleon! hingewirkt wurde. Freilich verstrichen noch zwei Monate, bis die Regierung entschieden den von York gewiesenen Weg einschlug. Mit Recht rühmt Baillen die Steuerkunst Hardenbergs, der „zwischen den



Klippen des unentschlossenen Pessimismus seines Königs und des stürmischen Optimismus der Patrioten“ das Staatsschiff in günstigem Kurs zu halten verstand.

Endlich, da aus Wien beruhigende Kunde kam, daß ein Zusammengehen Österreichs mit Frankreich nicht befürchtet zu werden brauche, da Zar Alexander dem König ausreichende Waffenhilfe zusicherte und der Franzosenhaß in den preußischen Volkskreisen immer leidenschaftlicher ausloderte, gab der König seine Einwilligung zum Bündnis mit Rußland. Schon war z. B. in Breslau die Volkstimmung so aufgereggt, daß der französische Gesandte die Stadt mit einem flammenden Vulkan verglich. In Berlin sah es nicht anders aus. „Man kann sich“ berichtet der bayerische Gesandte Baron Hertling „schlechterdings keine Vorstellung machen von dem Taumelgeist, der sich hier aller Köpfe bemächtigt hat!“ Der Entschluß, zu den Waffen zu greifen, war, das wird auch von Stein eingeräumt, noch immer sehr gewagt, denn die Streitkräfte Preußens waren schwach, die russischen noch nicht entwickelt. Aus diesem Grund, sagt Stein in seinen Lebenserinnerungen, verdiene die Bekehrung des Königs trotz alledem volle Anerkennung. „Es war edel von ihm, daß er, seinen Kleinmut abstreifend, sich dem Volke anschloß, es war heldenmüthig von diesem, daß es bereit war, mit Strömen Blutes seine Ehre wieder zu erkämpfen.“

Am 17. März erschien der von Staatsrat Hippel verfaßte Aufruf, der in knapper, klarer Fassung die Nation zur Verteidigung ihrer höchsten Güter aufforderte. Dieser Aufruf führte zur Gründung des neuen Deutschen Reiches.

Der preußische Staat hatte in den letzten zwanzig Jahren durch seine Baseler und Pariser Zettelungen am meisten dazu beigetragen, daß Deutschland unter fremdes Joch geraten war. Von Preußen ging jetzt die Befreiung aus. Nur der Speer, der den Herakliden Telephos verwundet hatte, konnte ihm die Heilung bringen.

Der Kampf begann.

Krieg ist das grausamste Verbrechen, wenn er um Ruhm und Beute geführt wird; Krieg ist erstes Gebot und heilige Pflicht, wenn er zum Schutz oder zur Rettung der Heimat notwendig wird, denn die höchste Ehre ist das Vaterland!

Wenn die Linientruppen der Wunsch, den alten preußischen Waffenruhm wieder blank zu machen, zu äußerster Kraftanstrengung antrieb, spornete die Freiwilligen das Verlangen, ihr Vaterland befreit und frei zu sehen. Das Gefühl des Rechts war eine starke suggestive Kraft. Der große Völkerbezwinger und unbarmherzige Menschenverächter mußte erfahren, daß die verlachte Begeisterung für eine Idee auch aus ungeübten Neulingen gute Soldaten und aus wirren Menschenhaufen furchtbare Heere zu schaffen vermag. Sogar wiederholte Niederlagen und erzwungener Rückzug vermochten den neu erwachten Fridericianischen Soldatengeist nicht mehr zu beugen, und trotz starker Verluste wuchs immer höher die Zahl der Streiter für die deutsche Sache. Nach dem Beitritt Österreichs verfügten sie über eine Übermacht, gegen welche auch der genialste Schlachtenmeister nicht mehr ankämpfen konnte. Strategisch war er bereits besiegt, die Tage von Leipzig brachten nur die nicht mehr zweifelhafte Entscheidung. —



Auch in den Rheinbundstaaten hatte man die schmerzliche Erfahrung gemacht, daß die Adler mächtige Schwingen, aber auch scharfe Krallen haben. Die Freude über den Anschluß an Napoleon war längst verrauscht. Im Rheinbund bestand ja nur ein Verhältnis von Macht zu Ohnmacht, wie ehemals in der attischen Symmachie. Die ungeheuren Blutopfer, welche die Napoleonischen Kriege heischten, hatten im Volke, das willkürliche, eigenmächtige Gebaren des Protektors bei den Regierungen einen Umschwung der Stimmung hervorgerufen. „In Bayern“ schrieb der württembergische Gesandte Steube im März 1813 an seinen Hof „beginnt ein schrecklicher Haß gegen die Franzosen, die man zu mißachten anfängt“. Freilich, der Gedanke an Losreißung von dem bewundern und gefürchteten Schutzherrn hatte noch nicht Wurzel gefaßt. Man muß, um besonders die bayerischen Verhältnisse gerecht zu beurteilen, die geschichtliche Entwicklung der Dinge nicht aus den Augen verlieren. Der kleine Staat war im 18. Jahrhundert vor dem Einverleibungsgelüste des mächtigeren Nachbarn durch die Eifersucht anderer Reichsstände gerettet worden, mußte aber auch um die Wende des Jahrhunderts immer noch befürchten, neuer Gewalttat zum Opfer zu fallen. Der Bund mit Frankreich befreite ihn nun nicht bloß aus dieser Bedrängnis, sondern belohnte ihn auch mit stattlichem Ländergewinn. Freilich, die in den Bundesverträgen verheißene Selbständigkeit erwies sich als Täuschung. Man mußte den französischen Schutz bald als peinlichen Druck empfinden. Dessenungeachtet wurde dem im Norden entbranntem Befreiungskampf in Bayern anfänglich nur von kleinen Kreisen aufrichtige Teilnahme zugewendet; das hat Bitterauf durch ein-



gehende Analyse aller erreichbaren geschichtlichen Zeugnisse nachgewiesen. Es fehlte ja keineswegs an Männern von deutscher Gesinnung, es sei nur erinnert an den großen Kriminalisten Anselm Feuerbach, an den Romantiker Ringseis, an den schlicht verständigen, edlen Schmeller! Mittelpunkt der deutschen Hoffnungen in Bayern war Kronprinz Ludwig, der schon 1806, während in der Hauptstadt Preußens eine freche Franzosenbewunderung die Schranken des Anstandes durchbrach und die Bürgergarde sich als Ehre ausbat, den französischen Generälen Ordonnanzdienste leisten zu dürfen, bei Schadow eine Büste Friedrichs des Großen für den geplanten Ehrentempel des deutschen Genius bestellte, der 1807, während die Bayern gegen Preußen im Felde standen, dem Schmerz über die schmachvolle Lage Deutschlands Ausdruck gab:

„Auf, ihr Teutschen, sprengt die Ketten,  
Die ein Korse euch hat angelegt“ . . . . .

der 1813, als der Märzsturm durch die Lande fuhr, sich nicht damit begnügte, die Erhebung Germanias in Versen zu feiern, sondern unablässig den Minister Montgelas zum Anschluß an die Verbündeten aufforderte.

In den fränkischen Provinzen wurde der Schicksalswende im Norden weit lebhaftere Teilnahme gewidmet, als in Altbayern. Hier war die Volksstimmung, wie der Oberpostmeister Arthelm an Montgelas berichtete, eine so gespannte, daß für den Fall des Vordringens der Preußen ins fränkische Gebiet ein gewaltsamer Befreiungsversuch zu befürchten war.

Die preußischen Gesandten Graf von der Goltz und Jouffroy suchten schon im März die bayerische Regierung ins Lager der Ver-

bündeten zu ziehen, doch Montgelas blieb „verlegen, kalt, sogar beleidigend“. Das gewalttätige Drängen Touffroys verletzte den König, so daß sogar ein jäher Bruch zwischen den beiden Regierungen erfolgte. Der bayerische Gesandte in Wien, Graf Rechberg, führte bittere Klage über die turbulenten Übergriffe der „Sekte der Anhänger Steins“, die weder vor Metternich, noch vor den Thronen der Rheinbundfürsten Halt machen, das Elsaß zurückfordern, eine starke Zentralgewalt aufrichten, kurz, ganz Deutschland in Feuer stecken wollten. Auch Montgelas erblickte im Treiben der deutschen Jakobiner eine Gefahr für Bayern, aber da „die allgemeine Stimmung Europas auch schon Altbayern ergriffen“ habe, müsse ihr Rechnung getragen werden. Die Verhandlungen mit Österreich wurden demnach fortgesetzt, und als Österreich ins Lager der Verbündeten abschwenkte, war auch die Stellung Bayerns nicht mehr zweifelhaft.

Wenn Treitschke sagt, Süddeutschland sei erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig geworden, fürs große Vaterland zu kämpfen, so muß denn doch daran erinnert werden, daß Bayern schon vor der Leipziger Entscheidungsschlacht zu den Verbündeten übertrat und von den Blutopfern des Befreiungskampfes keineswegs verschont blieb. Man darf auch sagen: durch den Anschluß Bayerns an die Verbündeten wurden auch die übrigen Rheinbundstaaten zum Systemwechsel genötigt, so daß dem Rieder Vertrag vom 8. Oktober eine heilsame Bedeutung im Befreiungskrieg zukommt. Der scharfblickende Genß begrüßte ihn sofort als „Ereignis von höchster Wichtigkeit“.

In den Regierungskreisen hatte der durch die Rheinbundpolitik groß gezogene Kosmopolitismus noch immer nicht die Herrschaft



verloren. Es war, wie Montgelas den französischen Gesandten beim Abschied tröstete, nur ein augenblickliches Zurückweichen vor dem Sturm, das den klugen, gewandten, aber dem Deutschtum gänzlich entfremdeten Minister zur Abkehr von Napoleon bewog.

Den militärischen Verpflichtungen gegen die neuen Bundesgenossen kam aber die Regierung gewissenhaft nach. Wrede wollte dem fliehenden Napoleon den Rückzug abschneiden. Der Plan mißlang. Napoleon erkämpfte sich mit dem Ungestüm eines angeschossenen Ebers den Weg zum Rhein. Es war also eine fromme Täuschung, wenn die bayerische Presse auf amtliche Weisung einen „Sieg bei Hanau“ feierte, doch hatten die 9000 braven Bayern an der Kinzig nicht umsonst ihr Blut vergossen — durch diese Bluttaufe war der Makel der Verwelschung von den blauweißen Fahnen weggenommen!

Der Eintritt Bayerns in die Waffenbrüderschaft zur Befreiung des deutschen Bodens wurde namentlich in den neugewonnenen Provinzen mit Jubel begrüßt. In Bamberg z. B. rief die Nachricht, wie der Gießener Kriminalist Birnbaum in seinem Tagebuch schildert, einen Enthusiasmus wach, der von Tag zu Tag stürmischer wurde und alle Volkskreise erfaßte. Gewiß ist diese Stimmung weniger aus einem Durchbruch deutschnationaler Gesinnung zu erklären, sondern aus der Abneigung gegen die übermüthige Franzosenherrschaft. Immerhin fehlt es nicht an Zeugnissen, daß seit dem Rieder Vertrag in vielen auch deutscher Geist wieder auflebte und die Hoffnung auf ein neues Reich Wurzel faßte. Freilich, die seelische Hochspannung, die elementare Begeisterung, wie sie im deutschen Norden ausloderte, — den Opfermut, der die armen Bergknappen in Schlesien antrieb,



wochenlang den spärlichen Lohn zur Ausrüstung ihrer Kameraden für den Felddienst zu verwenden, — dramatische Episoden, wie das Volksoffer vor der Breslauer Aushebungskommission oder die Einsegnung der Lützower vor der Kirche von Rogau, dürfen wir in den Rheinbundstaaten nicht suchen.

Auch in der studentischen Welt stoßen wir nicht auf so weit-  
hin leuchtende, heldenhafte Züge, wie sie Max Lenz in seiner Geschichte der Berliner Universität schildern kann. In dem behäbigen Pfarstädtchen Landshut, das erst seit kurzem Sitz der bayerischen Landes-  
hochschule geworden war, entzündete kein Fichte patriotische Glut, erklärte kein Schleiermacher aus Gottes Wort die Pflicht, das Vaterland als höchstes Erdengut zu schirmen, wir sehen nicht Lehrer und Schüler wettsiefen, unter die Fahnen zu treten und sich fürs Vaterland zu opfern. Selbstverständlich darf man den Anteil der Landshuter Hochschule am Befreiungskrieg nicht bloß auf Grund der vorhandenen Protokolle und Akten, deren Entstehung und Erhaltung vielfach vom Zufall abhingen, beurteilen wollen, doch ist es immerhin nicht bedeutungslos, daß der Krieg von 1813 in den Akten unserer Universität keine wichtigere Rolle spielt, als z. B. das Verbot des Schnurrbart-  
tragens oder die Verfolgung der Landsmannschaften. Wenn man, wie schon gesagt, die geschichtliche Entwicklung der Lage Bayerns gebührend berücksichtigt, wird man die Landshuter Lehrer und Studenten nicht schelten, weil in ihren Reihen nicht so leidenschaftlicher Tatendrang aufflammte, wie bei den Kommilitonen im Norden.

Ein königliches Dekret vom 9. Januar 1813 ordnete für die Akademiker Waffenübungen an und ermächtigte die Administration

zur Bestreitung der Kosten die Immatrikulationsgebühr um 1 Gulden zu erhöhen. Schon am 22. Mai wurden aber die Übungen wieder eingestellt, da ihr Zweck auch durch entsprechende Anleitung auf den Gymnasien zu erreichen sei. Erst nach Bayerns Übertritt zu den Verbündeten wurde die akademische Welt von der Bewegung ernster ergriffen.

Am 28. Oktober gab ein Aufruf dem bayerischen Volke kund, daß der König „zur Behauptung der Unabhängigkeit des Landes, zur Herstellung des allgemeinen Friedens und zur Begründung eines dessen Dauer sichernden Gleichgewichts der Mächte“ an Europas mächtigste Fürsten zu heiligem Kampf für diese großen Zwecke sich angeschlossen habe. Gleichzeitig erging die Aufforderung zum Eintritt von Freiwilligen in Jäger- oder Husarenkorps.

Darauf zeigte eine Anzahl Studierender, die soeben aus den Ferien zurückgekommen waren, dem Rektor Medicus den Entschluß an, ein selbstständiges Freiwilligenkorps zu bilden, und Rektor und Senat waren damit einverstanden. Doch nun erhob sich ein Streit mit dem Landshuter Polizeidirektor, der bei allen Fragen von nicht rein akademischer Natur Stimmrecht im Senat zu beanspruchen hatte, in vorliegendem Falle aber nicht eingeladen worden war. Im Anschluß an ein Gutachten der Polizeibehörde lehnte ein königliches Dekret vom 3. Dezember das Anerbieten der Studierenden ab. Die patriotische Gesinnung der Studierenden werde zwar mit Wohlgefallen anerkannt, doch der von ihnen kundgegebene Wunsch sei mit den Disziplinalgesetzen nicht vereinbar; wer sich dem Heeresdienst widmen wolle, habe ja ohnehin Gelegenheit, in die von Staatswegen errichteten Korps einzutreten. Zugleich wurde durch Anschlag ad valvas



bekannt gegeben, daß die der hohen Kosten wegen ausgesetzten Waffenübungen wieder aufzunehmen und alle tauglich befundenen Studierenden zur Teilnahme verpflichtet seien. Gewehr und Patrontasche, heißt es weiter, genügen zur Ausstattung, sonstige Uniformstücke und Auszeichnungen sind verboten. Das Kommando übernehmen ein Offizier der aktiven Armee und Unteroffiziere der Nationalgarde, die „mit jener Achtung, welche den Herren Akademikern besonders gebührt“, verfahren werden. Die Übungen sollen im allgemeinen auf Sonn- und Feiertage beschränkt und der Aufsicht des Professors der bayerischen Geschichte, v. Hellersberg, unterstellt sein. Für die Kosten der Bewaffnung haben die Akademiker, auch die vom Dienst Befreiten, selbst aufzukommen, vorläufig mit 2 Gulden für den Kopf.

Auch die Professoren und Beamten der Universität wurden angewiesen, in amtlichen Listen über Alter, Größe, Besoldung u. s. w. genaue Angaben zu machen. Von den akademischen Lehrern scheint keiner selbst zum Gewehr gegriffen zu haben, während der ehemalige Professor des Strafrechts in Landshut, Anselm Feuerbach, dem Münchener Freiwilligenkorps beitrug und sein früherer Kollege Savigny, wie Bettina launig schildert, in Berlin mit einem langen Spieß durch die Straßen marschierte. Wir lächeln heute über diese Rekruten, doch wir haben kein Recht, am Ernst und an der Ehrlichkeit ihrer Empfindung zu zweifeln. Überdies dienten die gelehrten Herren der vaterländischen Sache ersprißlicher mit der Feder und dem lebendigen Wort, indem sie die Lauen anspornten, die Selbstgenügsamen widerlegten, die Selbstsüchtigen züchtigten.

Am 13. Dezember erließ Rektor Medicus an die Kollegen einen Aufruf zur Leistung von Beiträgen für die militärische Aus-

rüstung von Freiwilligen. Die Eigenbrötelei der Antworten und auch eine gewisse, sagen wir — Zurückhaltung berühren nicht gerade sympathisch. Der berühmte Mediziner Philipp Walter spendet zwei Carlin, dagegen will sein Fachkollege Köschlaub einen Beitrag erst spenden, wenn es ihm durch promptere Auszahlung des Gehalts und durch Herabsetzung der Steuern ermöglicht wird. Der Physiker Stahl will sich ebenfalls erst erklären, wenn er weiß, was er als Waffenfähiger ohnehin noch leisten muß. Der Historiker Hellersberg lehnt einen freiwilligen Beitrag ab, weil er pflichtmäßige Heranziehung nach Verhältnis des Einkommens vorziehen würde. Der Kameralist Milbiller macht, wie Köschlaub, seine Leistung von Auszahlung der Gehaltsrückstände abhängig. Opferwilliger ist der Philologe Drexel, der trotz eigener schwerer Bedrängnis einen Beitrag spenden will, „zumal wenn er auf ordentliche Weise etwa wie bey Gelegenheit der Aufstellung der Büste Seiner Exzellenz des Herrn Ministers bestimmt werden sollte“. „Werde es aber in jedem Falle thun“, setzt er hinzu. Der Jurist Mittermaier hat schon anderwärts einen Beitrag gegeben, weil er nicht glaubte, daß die Universität etwas thun würde u. s. w.

Die Summe der gesamten Beiträge war, auch wenn man die Unterschiede des Geldwerts in Rücksicht zieht, sehr bescheiden. Der mit der obersten Leitung der Nationalbewaffnung betraute Kronprinz Ludwig bestätigte am 16. April 1814 eigenhändig den Empfang der Stiftung des Landshuter Professorenkollegiums im Betrag von 376 Gulden 26 Kreuzern. Es gingen aber noch weitere Beiträge von Lehrern und Beamten der Hochschule ein, so daß die Gesamt-



summe doch noch auf 730 Gulden 20 Kreuzer anwuchs. Es soll nicht verschwiegen bleiben, daß der Bedell Josef Lutz aus einer ihm zugefallenen kleinen Erbschaft den Betrag von 29 Gulden 38 Kreuzern ablieferte und damit alle übrigen Spenden überbot.

Ein wenig erfreuliches Bild bietet der Aktenausweis über die Waffenübungen der Studierenden. Am 21. Januar 1814 zeigte nämlich der Senat dem Ministerium an, daß man mit den Übungen noch immer nicht habe beginnen können, weil es an Gewehren mangle. Die in Landshut vorhandenen Waffen seien für die aktive Armee verwendet worden, andere habe man trotz aller Forderungen und Bitten nicht erhalten können. Vier Monate später, im Mai, wurde die Anregung wiederholt, doch erzielte sie nur negativen Erfolg. Der Kommandierende der Nationalgarde, Major Keller, erklärte, er würde sich gegen Ehre und Pflicht verfehlen, wollte er die im Zeughaus einzig vorhandenen, unbrauchbaren Büchsen den Studierenden in die Hand geben. Am 25. Juni erfolgte der Ministerialbescheid, daß die seinerzeit angeordneten Waffenübungen vorläufig zu unterbleiben hätten.

Glücklicherweise stand es um die aktive Armee besser. Die bayerischen Truppen leisteten in den Feldzügen von 1814 und 1815 hervorragende Dienste, und wenn sich zwischen den einzelnen Heeres-teilen der Verbündeten Eifersucht regte, so war sie nicht mehr, wie bei den Reichern im siebenjährigen Krieg, durch Verwendung zu gefährlichen Aufgaben hervorgerufen, sondern nur weil keine Gelegenheit zu auszeichnenden Taten gegeben wurde. Der Höchstkommmandierende Wrede mag Fehler gemacht haben, aber Schwung hatte er, und über wagemuthige Krieger hält Athene ihre schirmende Ägis.

Endlich ging der Krieg zur Reige, der Übermächtige war gestürzt. Doch die an das Befreiungswerk geknüpften Hoffnungen wurden enttäuscht. Die Sieger hielten es für selbstverständlich, daß ihr Vaterland sich nunmehr als ein geeinigtes, starkes und freies Reich aufrichten werde, doch weder die europäische Lage, noch die inneren deutschen Verhältnisse ermöglichten eine lebensfähige, nationale Zusammenfassung. Die Kämpfe um Anteil des Volkes an der Regierung und um die nationale Einigung währten noch ein halbes Jahrhundert, bis endlich der Wunsch, den Jünglinge und Greise seit den Leipziger Siegestagen als Heiligtum im Herzen getragen hatten, in Erfüllung ging. 1849 hatte Friedrich Heibel das prophetische Wort gesprochen: „Unsere Zeit hat ihr eigenes Maß verloren. Die alte Form ist auf dem Punkt, morsch zusammenzubrechen. Es muß ein Mann erscheinen, der sich nur selbst Maß ist und den anderen zum Maßstab dient, der die alte Form zerbricht, und sich selbst eine neue bildet“ . . . . .

Und der Mann, der imstande war, durch die Kraft seines Geistes und die Stärke seines Willens den Widerstand der Fürsten und die Schlassheit des Volkes zu überwinden, erschien, und die Lösung der deutschen Frage gelang um so rascher, da der eifersüchtige Nachbar sich vermaß, ihre Entwicklung zu stören. Was Pfizer, was Treischke für unmöglich erklärt hatten, wurde Ereignis: Die deutschen Fürsten selbst wurden Träger des nationalen Gedankens. Das deutsche Volk fand seinen Staat, und wie kurz auch noch die Geschichte Neudeutschlands ist, liefert sie doch schon den Beweis, daß wir auf den rechten Weg gekommen sind.



Nachdem die Lebenssonne des ersten Kaisers mürdevoll untergegangen war und kurz darauf dem Nachfolger eine tödliche Krankheit Krone und Leben geraubt hatte, bestieg den Thron ein junger Fürst, der, wie seither überzeugend zutage trat, von seinen Rechten, aber auch von seinen Pflichten die höchste Meinung hatte und den spezifisch militärischen Begriff des Dienstes auf alle fürstlichen Obliegenheiten übertrug.

Fünfundzwanzig Jahre auf einem Platz, den nur Naive als einen beneidenswerten ansehen können — „Ein Kalabreser ist leichter auf dem Haupte zu tragen, als eine Krone!“ — fünfundzwanzig Jahre in einem Amt, das an Seelen- und Geisteskräfte die höchsten Anforderungen stellt! Da sollte man meinen, es wären reich und arm, hoch und niedrig bereit zu freudigem Dank. In Wahrheit — und nur die Wahrheit ist des Kaisers würdig! — steht die Sache anders. Wohl klingen in den Herzen von Millionen Liebe und Treue, Ehrfurcht und Dankbarkeit in einen hellen Glockenton zusammen, aber kaum eine andere öffentliche Persönlichkeit in Deutschland ist auch so heftigen und häufigen Angriffen ausgesetzt, wie unser Kaiser. In der Stufenleiter der Urteile über Wilhelm II., — welche Tonverschiedenheit, welch feierliche Akkorde und schneidende Dissonanzen!

„Es ist allbekannt“, sagt Voltaire, „daß die Fürsten insgemein vom großen Publikum mit ebensoviel Bitterkeit beurteilt werden, wie ihnen ins Gesicht auf niedrige Weise geschmeichelt wird!“ Die Argiver haben von jeher für Schäden und Mißstände lieber die Könige verantwortlich gemacht, als sich selbst.

Es gibt nicht bloß viele Hunderttausende in Deutschland, denen der Klassen- oder Parteistandpunkt höher steht, als der natio-

nale — auch der stark ausgeprägte Individualismus der Deutschen verführt zu abfälligen Urteilen über die Machthaber. „Es gehört nun einmal“, sagte Bismarck am 12. Juni 1882 im Reichstag, „zum Bedürfnis der Deutschen, beim Bier von der Regierung schlecht zu reden.“ Sie kalkulieren: Ich kenne zwar die Absichten der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie! Jeder Klatsch, er mag nun von Mr. Clarke Robinson herrühren oder von dem mysteriösen Chinesen Kanghi-Tschu oder von der angeblichen Hofdame Ursula von Eppinghoven — jeder Klatsch fand ein dankbares Publikum, jede Legende eine gläubige Gemeinde!

Die Regierung Wilhelms II. ist noch nicht in den Bereich der Geschichte gerückt. Von einer kritischen Würdigung der Ergebnisse der fünfundzwanzigjährigen Regierung kann noch nicht die Rede sein. Immerhin werden Sie von einem Historiker verlangen, daß er Sie nicht mit apologetischen Gemeinplätzen abspeise. Ich will also versuchen, von der komplizierten Persönlichkeit des Hohenzollern ein Charakterbild zu entwerfen, freilich nur skizzenhaft, wie es bei der Schaffensfülle des Monarchen und der mir gewährten Spanne Zeit nicht anders sein kann. Ich brauche die Schwächen des Starken nicht zu bemänteln. Ein Charakterbild, nicht einen Panegyrikus will ich bieten. Wer des Feuers genießen will, muß sich auch den Rauch gefallen lassen.

Man wird es begreiflich finden, daß ich, der historischen Methode getreu, mich nicht bloß auf die meist fabrikmäßig hergestellten Biographien und auf die mehr oder weniger von Parteiinteressen abhängige Tagespresse stützen, sondern zuverlässigeres Quellenmaterial gewinnen will.



Ein ebenso unbefangener wie gut unterrichteter Gewährsmann scheint sich mir zu bieten in Andrew White, der als Gesandter der nordamerikanischen Union in Berlin 24 Jahre lang bei allen erdenklichen Vorkommnissen Gelegenheit hatte, in die Wesenseigenümlichkeiten des Kaisers Einblick zu gewinnen. White erklärt, er sei fest überzeugt, daß der männlich stramme, ritterliche Fürst durch sein heißblütiges Wesen zwar wohl einmal zu übereiltem Wort, doch niemals zu übereiltem Handeln fortgerissen werden könne. Es sei zu bedauern, daß er von den eigenen Landsleuten vielfach verkannt werde, denn unbestreitbar verfüge er über „alle gediegenen Fähigkeiten zu einem Staatsmann“ und vor allem über einen „reichen Schatz von gesundem Menschenverstand“. Auch der Amerikaner Price Callier, der sonst an den Deutschen nicht viel zu loben findet, rühmt den Kaiser als Verkörperung der besseren Eigenschaften des deutschen Volkes. Der große Staatsmann Crispien zollt in seinen Memoiren trotz seiner innigen Beziehungen zu Bismarck den Geistesgaben und dem rastlosen Eifer des Kaisers volle Anerkennung. Der byzantinische Überschwang Grand-Carterets bleibe unbeachtet, aber auch auf die scharfen Tadelsworte Leudets braucht nicht viel Gewicht gelegt zu werden, denn er hat sich durch seine 1897 verkündigte Prophezeiung, daß das kaiserliche Deutschland ersichtlich schon seiner Auflösung entgegengehe, doch nur lächerlich gemacht. Im Gegensatz zu diesem Landsmann hat der Akademiker Jules Simon 1894 dem Vertrauen Ausdruck gegeben, daß der deutsche Kaiser, ein aufrichtiger Menschenfreund, nur günstigen Einfluß auf das große Werk der menschlichen Zivilisation ausüben werde. „Das Oberhaupt der Deutschen,“ sagte unlängst der englische Kriegsminister

Saldane, „ist mehr als ein Kaiser, er ist ein Mann und ein großer Mann!“ Der in seinen Denkwürdigkeiten sehr freimütige Hohenlohe hat zwar über Verschllossenheit und Wankelmuth seines kaiserlichen Neffen zu klagen, doch sagt er an anderer Stelle, er sei immer wieder von seinem Mißtrauen zurückgekommen.

Ähnliche Aussprüche wären noch in großer Zahl anzuführen, die meisten Anerkennung und Bewunderung zum Ausdruck bringend, Aussprüche aufrechter Männer, denen nicht Gewinnsucht oder Ehrbegier den Rücken bog. Freilich fehlt es auch in diesen ernst zu nehmenden Publikationen nicht an Tadel. Die kühle Zurückhaltung des Kaisers gegen jede Volksvertretung, die Häufigkeit und der pathetische Ton der Reden, die merkwürdige Mischung von modernem Typ und mittelalterlicher Romantik werden beklagt, doch stimmen alle Urteilsfähigen darin überein, daß er eine interessante Persönlichkeit und daß an seiner Pflichttreue nicht zu zweifeln ist.

Werfen wir nun selbst einen raschen Blick auf die Thaten der fünfundzwanzigjährigen Regierung!

Der Republikaner White billigt und preist die Entlassung Bismarcks als ein Werk reifster staatsmännischer Überlegung, unerläßlich notwendig zur Rettung des monarchischen Prinzips. Ich vermag diesem Urteil nicht beizustimmen, dagegen werden wir alle nur mit Genugthuung hören, daß der Kaiser dem Gesandten der Union immer wieder beteuert habe, sein höchstes Ziel, sein politisches Ideal erblicke er in der Schlingung eines festen Bandes um die Nationen germanischer Rasse, ohne deshalb feindselige Hintergedanken gegen andere Völker zu hegen.



Jedenfalls ist längst der Beweis geliefert, daß er an Aufgaben der großen Politik nicht in Abhängigkeit von persönlichen Neigungen und nie mit dem Ungefühle eines Percy Heißsporn, sondern mit besonnener Schätzung der Kräfte des Augenblicks herantritt. Mißgriffe sind ja gewiß vorgekommen und werden immer vorkommen. Der selbstthätige Politiker von Heute gleicht ja dem Meteorologen, der bei Aufstellung seiner Wetterprognose allen Berechnungen zum Trotz abhängig bleibt von Strömungen, die er unmöglich vorausszusehen vermag. Wie oft sprachen aber weise Thebaner von „Panthersprüngen“ und „Kavalleristenpolitik“, ein andermal von „unbegreiflicher Schlappheit“ und „frevelhaftem Altruismus“, — bald darauf kam an den Tag, daß die unpopulären Regierungsmaßnahmen gar nicht auf Rechnung der „Impressibilität“ oder der „Impulsivität“ des Kaisers zu setzen waren, wenn er auch das Odium gelassen auf sich nahm, — es sei nur an die Krügerdepesche, an die Fahrt nach Tanger etc. erinnert. Häufig wurden auch die zu Grunde liegenden Absichten nicht nach Gebühr gewürdigt. Mit dem reichen Zanzibar hält das Felsenest Helgoland freilich keinen Vergleich aus, aber nur durch den Besitz dieser die Mündung der Elbe beherrschenden Insel kann die Stadt Hamburg, der Stolz Deutschlands, als gesichert gelten. Unser Verhältnis zu den großen Mächten wechselt natürlich mit den Interessen des Augenblicks, aber es wäre einfach lächerlich, wollte man behaupten, daß Deutschland heute keinen ehrenvollen Platz im europäischen Staatenverein einnehme. Unsere Bündnisse haben zwar noch nicht die Feuerprobe des Unglücks, aber doch der Gefahr rühmlich bestanden. Wenn mit Österreich ein besonders herzliches Einvernehmen

besteht, so gebührt dem Kaiser ein wesentliches Verdienst, denn ihm ist es gelungen, den ehrwürdigen Franz Joseph, den tausend berechtigte Bedenken gegen das neue Deutschland zurückhalten mochten, zum treuen Freund zu gewinnen. Auch das Verhältnis zu den übrigen Dynastien blieb trotz der Eifersucht der Regierungen, der „konkurrierenden Geschäftsfirmen“, ein freundliches; das ist immerhin ein nicht gering zu achtender Faktor der Sicherung unserer Interessen. So weit sich ohne Kenntnis der eigentlich leitenden Gründe urteilen läßt, war die Auflassung des Rückversicherungsvertrags mit Rußland ein Fehler; auch manche andere Berechnung mag fehlgeschlagen haben, — jedenfalls ist aber an dem Fundamentalsatz nicht zu mäkeln: Kaiser Wilhelm II. ist seit 25 Jahren, vielleicht nicht ohne schmerzliche Selbstüberwindung, der Leiter einer aufrichtigen, zielbewußten Friedenspolitik. Wenn bei der Verteilung des Nobelpreises an führende Geister der Friedensbewegung nicht nach doktrinären Gesichtspunkten verfahren würde, hätte längst unfrem Kaiser, obwohl er es liebt, „wie der Kriegsgott gegürtet und schultergewaltig wie Poseidon“ an der Spitze schimmernder Regimenter einherzuziehen, die Palme des *advocate of peace* zuerkannt werden müssen.

Wie viele Warnrufe und Befürchtungen wurden beim Regierungsantritt Wilhelms II. laut! Es galt als ausgemacht, daß der junge Kaiser, weil Soldat mit Leib und Seele, den militärischen Gesichtspunkten alles unterordnen und für seinen Staat Gebietsvermehrung, für sich Kriegeruhm anstreben werde. Wenn er einmal bei einem Manöver eine wuchtige Reiterattacke kommandierte, hieß es: „Mit solchen prahlerischen Experimenten wird er das Heer und das



Reich seiner Ahnen zugrunde richten!“ Der französische Historiker Ernst Lavisse, der bald nach Wilhelms II. Regierungsantritt eine vergleichende Studie über die drei ersten Kaiser des neuen deutschen Reiches veröffentlichte, sah mit banger Besorgnis dem „harten, strengen“ Regiment des neuen Herrschers entgegen. „Wenn er nicht etwa doch ganz andere Überraschungen bietet“, fügt er am Schluß seiner Betrachtungen hinzu. „Vielleicht wird sein alles erfassender und verstehender Geist sich doch an noch wichtigere Probleme wenden, als an diejenigen der Taktik, Strategie und Ballistik!“

Lavisse hat richtig gesehen. Schon bald nach Kaiser Wilhelms Regierungsantritt, im Dezember 1888, überreichte ihm bei einem Besuch der Werfte in Steffin der älteste Arbeiter des „Vulkan“ einen Lorbeerkranz. „Es ist der erste Lorbeer, der mir dargereicht wird“, sagte der Kaiser, „ich freue mich, daß es ein Lorbeer des Friedens ist!“ Diese Freude am Frieden hat ihn denn auch sein Leben lang begleitet. Die Befürchtung der Nachbarn, daß Deutschland seine Riesenkraft mißbrauchen, daß der Triumph des Militärstaates Preußen eine Ära von Kriegen heraufbeschwören werde, war unbegründet. Gewiß, Wilhelm II. erblickt im Heer die zuverlässigste Stütze seiner eigenen Stellung und der Festigkeit und Größe der Staatsmacht, doch er ist frei von napoleonischer, gegen Völkerglück und Völkernot unempfindlicher Selbstsucht. Freilich, solange unsere Beziehungen zu Frankreich, was jeder Freund der Zivilisation beklagen wird, trotz aller bis an die Grenze der Selbstdemütigung gehenden ritterlichen Aufmerksamkeiten des Kaisers, nur als eindeutige angesehen werden können, erfordert es die Rücksicht auf Deutschlands Sicherheit und Ehre, daß

wir den schweren, eisernen Panzer nicht ablegen, daß wir alle Kräfte anspannen und alle Lasten tragen, um jede Minderung der Wehrkraft zu verhüten. Dank der unermüdlichen Sorge des obersten Kriegsherrn ist für Deutschland eine militärische Organisation geschaffen, wie sie die Weltgeschichte noch nicht gesehen hat. Doch nicht zu Bedrohung fremder Mächte, nur zum Schutze des Reichs, das aber auch freilich nicht mehr, wie zu Zeiten des Bundestags, als sanfter Fridolin jedem übermüthigen Druck sich zu fügen braucht.

Von weiser Mäßigung zeugt auch die Auffassung des Verhältnisses zwischen dem Träger der Zentralgewalt und seinen deutschen Bundesgenossen. Obwohl vom Adlerflug des preussischen Staates mit Stolz erfüllt, ist sich Wilhelm II. vollkommen darüber klar, daß jeder Versuch einer Umwandlung Deutschlands in einen Einheitsstaat unvereinbar wäre nicht bloß mit den Pflichten der Kaiserwürde, sondern auch mit der Wesenheit und dem Glück des neuen Reiches. Deshalb ist heute zum Heile des Vaterlands ebensowenig Raum für zentripetale, wie für zentrifugale Strömungen, droht heute ebensowenig Gefahr von unitarischem Drang, wie von rheinbündlerischen Anwandlungen. „Die Gemeinschaft in einem unauflösllichen Bunde“, sprach Kaiser Wilhelm inmitten der deutschen Fürsten am 17. Juni, „in einem Bunde, der das Eigenleben seiner Glieder nicht beeinträchtigt, ist uns allen in Fleisch und Blut übergegangen.“

Doch obwohl in prominentem Sinn ein Friedensfürst, will Kaiser Wilhelm keineswegs darauf verzichten, als Augustus, als Mehrer des Reichs zu wirken. Er zuerst erkannte, von welcher imposanter Bedeutung es wäre, die abgesprengten, an fremde Staaten an-



gegliederten Teile des Deutschthums in Zusammenhang mit dem Mutterland zu bringen. Man kann auch nicht sagen, daß die ersten Bemühungen für eine Annäherung dieser Elemente an die Brüder im Reiche auf unfruchtbaren Boden gefallen wären. „Mein Vaterland muß größer sein!“ ist wieder, wie vor hundert Jahren, wenn auch in anderem Sinne, die Losung.

„Die erste Grundlage der Realpolitik“ sagt ein Metaphysiker, der sich aber trefflich auf praktische Politik verstand, Eduard von Hartmann „ist die wahrheitsgemäße und illusionsfreie Schätzung der jeweiligen Zeitströmungen.“ In einer Zeit, in welcher so viele, die Völker des Weltalls trennende Schranken ebenso fielen, wie in der Mitternachtsstunde zu Neujahr 1834 die Mausschranken der deutschen Zollvereinsstaaten, angesichts der ungeheuren Steigerung der produktiven Energien aller Völker gilt es, im allgemeinen Wettstreit um Förderung von Wirtschaft und Wohlstand rüstig mitzukämpfen. Aus dieser Erkenntnis, aus dem Verständnis der geographischen und ethnologischen Lage und der daraus erwachsenden Bedürfnisse Deutschlands erklären sich das rege Interesse des Kaisers am Kolonialwesen und die Schöpfung der deutschen Marine.

Die Kolonisation hat während seiner fünfundzwanzigjährigen Regierung schwere Unfälle, aber auch rühmliche Siege und namhafte Erfolge aufzuweisen. In Südwestafrika wurde die Probe bestanden, daß durch die lange Friedenszeit die deutsche Wehrkraft Schwung und Schneid nicht eingebüßt habe. Peter Moor und seine Kameraden zeigten sich in schwerem Kampf mit einem türkischen Feind und mit noch unbarmherzigeren Elementen würdig der Helden von Gravelotte

und Sedan. Das hoffnungsvolle Windhuk blieb uns erhalten, und ob die Zukunft unsere neue Kongo-Erwerbung so niedrig einschätzen wird, wie es sich die Gegenwart erlaubt, ist noch die Frage.

Der Deutsche mußte sich seinen Platz im Weltverkehr erst erobern. Er befand sich in ähnlicher Lage, wie ein Reisender, der in ein schon fast vollzählig besetztes Wagenabteil einsteigt; die übrigen Passagiere betrachten den Eindringling mit scheelen Blicken, und es fallen unfreundliche Worte, doch allmählich schwindet der Unmut, und man bekehrt sich zur Auffassung, daß Raum für alle geboten ist. So rief auch der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands Eifersucht und Mißtrauen wach, doch wird sich allmählich die Überzeugung einbürgern, daß es sich nur um einen rühmlichen Wettstreit handelt, der die Kräfte aller stählt und steigert, ohne daß Wohlfahrt und Wachstum eines einzelnen eine Schwächung zu erleiden brauchen, gleichwie das Licht nicht abnimmt, wenn andere Lichter daran angezündet werden!

In unglaublich kurzer Zeit arbeitete sich unser Volk aus Dürftigkeit und Zerfahrenheit zu hoher wirtschaftlicher Blüte empor. Es wäre ein leichtes, die günstige neudeutsche Handelsentwicklung mit glänzenden Ziffern zu belegen. White meint, jeder Amerikaner müsse Herzklopfen bekommen, wenn er beachte, was Deutschland und was Amerika in den letzten Jahrzehnten geleistet haben. An allen darauf zielenden Arbeiten nahm der Kaiser tatkräftigen Anteil. Er war es, der die Deutschen wieder auf das Meer wies. „Der Dreizack gehört in unsere Faust!“ Durch Wort und Tat suchte er hanseatischen Geist zu wecken. Mit günstigem Erfolg! Die Ein- und Ausfuhr des Reiches erhöhte sich in den letzten 25 Jahren von 6 auf 18 Milliarden.



Zum Schutz unseres Handels und unserer stolz aufblühenden Küstenstädte, nicht im Interesse einer ungemessenen Expansionspolitik und nicht, um Nelsons stolzes Erbe zu übertrumpfen, sprach der Kaiser: „Bitter not tut uns eine starke deutsche Flotte!“ Die Schöpfung einer ansehnlichen Kriegsflotte ist das eigenste Werk, die Geltung des Deutschen Reiches als Seemacht das eigenste Verdienst des Kaisers.

Ebenso erfreulicher Aufschwung war der deutschen Industrie beschieden. Die Einnahmen aus Montan- und Eisenindustrie erreichten eine märchenhafte Höhe. Wenn auch die Verteilung des Gewinns in sozialethischem Sinn noch keineswegs befriedigen kann, so liegt doch auf der Hand, daß aus dem Goldstrom auch der Arbeiterstand beträchtlichen Nutzen gezogen hat. Ist doch das Guthaben der kleinen Leute bei den deutschen Sparkassen in den Jahren 1881 bis 1911 von 2700000 auf 17900000 Mark gestiegen!

Ein Vermächtnis seines Großvaters erblickte Kaiser Wilhelm in der Durchführung der sozialpolitischen Reform. Er hoffte dabei auf Gefolgschaft des ganzen Volkes. Es ist bekannt, wie er bald nach seiner Thronbesteigung den Versuch machte, die Arbeiter für seine Auffassung des sozialen Problems zu gewinnen. Doch der Plan, die Sozialdemokratie in Lassalles Sinn in eine nationalgesinnte Arbeiterpartei umzuwandeln, mißlang. Die Verstimmung über die schroffe Ablehnung ließ ihn fortan zu den in internationalen Verbindungen ihr Heil erblickenden Arbeitergruppen eine feindseligere Stellung einnehmen, als es geboten und rätlich war. Aus der Zurückweisung seiner Zuneigung — es könnte darin ein tragischer Zug erblickt werden! — erklären sich die pessimistischen Urteile, die harten Worte

aus des Kaisers Munde. Allein wann und wo und wen hat er denn wirklich geschädigt? Wo sind denn die Opfer des Caligula? Der impulsive Monarch hat sich noch allzeit mit den realen Verhältnissen abgefunden und sich zu allen wirklich notwendigen Zugeständnissen herbeigelassen. Er hat auch trotz aller bitteren Erfahrungen fort und fort für Wohl und Wehe des Nährstandes Verständnis und Mitgefühl gezeigt. Mit seiner Zustimmung, teilweise auf seine Anregung ist die Gesetzgebung über das Arbeiterversicherungswesen und den Arbeiterschutz, die wichtigsten Probleme des sozialen Lebens der Gegenwart, zuerst in Deutschland zu glücklichem Ausbau gelangt.

Zugleich sucht er sich aber der nur auf das Wort der Führer eingeschworenen industriellen Arbeiterkaste gegenüber in einem nach Möglichkeit in alter, schlichter Denk- und Lebensweise zu erhaltenden Bauernstand eine Stütze zu sichern und wendet auch den landwirtschaftlichen Interessen warme Teilnahme zu. Ob der Petkusser Roggen wirklich so nutzbringend gedeiht, ist von keiner Bedeutung, aber der Landmann wird aus den Worten des Kaisers heraushören, daß der hohe Herr den Pflug nicht geringer achtet als das Schwert und für die Schönheit und Wichtigkeit wogender Kornfelder ein Herz hat.

Ein Freund der Arbeit, so läßt sich die Stellungnahme des Kaisers charakterisieren, und ein Freund der Arbeiter, solange sie nicht als staatsfeindliche Macht auftreten wollen.

Besonders scharfen Angriffen war von jeher das Verhältnis Wilhelms II. zur Kunst ausgesetzt. Es begreift sich ja auch schwer, daß der Gönner jedes neuzeitlichen Fortschritts auf anderen Gebieten die Berechtigung der Künstler, auch auf neuen Pfaden würdige Ziele



der Kunst zu suchen, nicht anerkennen will. Natürlich darf er, wie jeder Privatmann, das Recht eigener Meinung und eigenen Geschmacks für sich in Anspruch nehmen, aber da er in seiner Königsberger Rede vom 15. Mai 1890 als Programm seiner inneren Politik bezeichnete, daß er über allen Parteien stehen und ebenso für das Wohl des Ganzen, wie jedes einzelnen beflissen sein wolle, möchten die Künstler solche Unparteilichkeit des Mächtigsten im Reich auch für sich erbitten. Dagegen möge von den Grollenden nicht unbeachtet bleiben, was unter Wilhelm II. im allgemeinen für die Kunst geschah. Wer die Berliner Kunstsammlungen von heute mit den Beständen vor dreißig Jahren vergleicht, wird geneigt sein, an Wunder zu glauben! Wer das Kaiser Friedrich-Museum nach seinem unvergleichlichen Werte würdigt, wird die Berliner Siegesallee verzeihen!

Der Wissenschaft läßt Kaiser Wilhelm treue Fürsorge und jede mögliche Förderung angedeihen. In ihrer Pflege erblickt er eine Pflicht für die Gegenwart und einen Segen für die Zukunft. So manches Unternehmen ist aus seiner Initiative hervorgegangen, es sei nur erinnert an die Stiftung des großartigen Kaiser Wilhelm-Instituts, an die warme Fürsorge für das Deutsche Museum in München, an die Ermöglichung der ersten wissenschaftlichen Luftfahrversuche u. s. w. Mit besonderem Interesse verfolgt er die erstaunlichen Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik. Hat er doch schon auf der Schule zu Kassel seine Kameraden zu „Physikabenden“ um sich vereinigt! Die wissenschaftlichen, insbesondere die ethnographischen Sammlungen Berlins können sich heute mit London und Paris messen. Man weiß, welch eifrige Teilnahme der Kaiser den Ausgrabungen zuwendet. Die

Arbeiten am Limes, die Rekonstruktion der Saalburg, die Durchforschung der Sonnenstadt Baalbek und ähnliche Unternehmungen wurden durch ihn angeregt oder doch gefördert.

Über sein reformatorisches Eingreifen ins Schulwesen werden die Meinungen geteilt sein, doch unvergessen bleibe ihm sein Wort: „Das Deutsche soll der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts werden!“

Die erste aller Pflichten erblickt er in Gottesfurcht und Gottergebenheit. „Ich und mein Haus werden dem Herrn dienen!“ Freudig bekennt er sich selbst zu den Lehren des Christentums, und da christliche Weltanschauung ein mächtiger Hort für Thron und Staat, sucht er religiöses Leben auch im Volk zu erhalten und zu heben. Ein treuer Sohn der evangelischen Kirche, ist er doch frei von konfessioneller Unduldsamkeit. Die katholischen Untertanen seines Staates erfreuen sich unge störter Freiheit der Religionsübung und des Kultus, ja, der evangelische Kaiser läßt keine Gelegenheit vorübergehen, der katholischen Kirche und ihrem Oberhaupt seine Hochachtung zu bezeugen. Nur eine finstere Richtung wird von ihm nicht begünstigt. Die Freiheit der Forschung hat der Schüler und Schutzherr Harnacks nie gehemmt oder gehindert. Die Wahrheit ist ein göttliches Licht: wie sollte sie gegen ihren Urheber zeugen?

Ein gesundes, friedliches, echt deutsches Familienleben trägt wesentlich dazu bei, jenes glückliche Gleichgewicht von Wollen und Können, von Ehrgeiz und Mäßigung zu befestigen, das den Mächtigen sowohl von abenteuerlichen Wagnissen, als von gefährlicher Lässigkeit zurückhält.



Ein Feuerkopf von höchstem Ehrbegriff, ein Herrscher, von bestem Willen beseelt, die starke traditionelle Staatsmacht mit den Ansprüchen der heutigen Zeit in Einklang zu bringen, in wichtigen Fragen niemals unbesonnen und niemals unbedenklich in der Wahl der Mittel, immer ein pflichttreuer Freund seines Volkes! So waltet er seit 25 Jahren als König und als Kaiser seines Amtes.

Darum sei ihm von uns — nicht befohlener- oder empfohlenermaßen, sondern aufrichtig und von Herzen — Dank gezollt.

Der Baum mit dem tausendfältigen Geäst, unsre deutsche Kultur, wächst und blüht heute hoffnungsvoller denn je, aber es darf für uns kein Zurück und keinen Stillstand geben, wir müssen, wie Blücher vor 100 Jahren den Zaudernden und Zögernden zurief: Vorwärts!

Keine Verstimmung, keine Enttäuschung, keine trübe Erfahrung darf die Flamme der Eintracht ersticken. Im Frieden wurzelt das Glück der deutschen Nation, aber nur in ihrem treuen Zusammenschluß liegt die Bürgschaft des Friedens. Auch aller Wohlstand, aller Aufschwung von Handel und Industrie, von Landwirtschaft und Gewerbe, von Kunst und Wissenschaft ist davon abhängig.

Am 25. August werden, gerufen von unfrem allverehrten Landesherren, alle deutschen Fürsten auf ragender Höhe am Donaustrand sich um den Kaiser scharen, nicht bloß um die Erhebung vor 100 Jahren zu feiern, sondern auch um vor aller Welt von ihrer Einigkeit Zeugnis zu geben.

Doch wie die Fürsten, so sollte auch das Volk, die Partei- und Klassengegensätze in höherem Zeichen überwindend, einig und treu zum großen Vaterland stehen. Wenn Gefahr droht fürs Reich — und jeder

Tag kann neue Wetterwolken bringen! — ist der Kaiser die Fahne,  
 — Schmach über den, der seinen Fahneneid mißachten möchte! Doch  
 auch in Friedensstagen wollen wir — dieses Gelübde sei unsre Jubi-  
 läumsspende! — gute Deutsche sein, d. h. unsres Wertes bewußt,  
 doch ohne Überhebung, schlicht und stark, friedlich und waffentüchtig,  
 dem Fortschritt hold, doch nicht nach Utopien jagend, besonnen und  
 doch der Begeisterung fähig, und unsrer Lebensweisheit Höchstes sei die  
 Freude am Vaterland!







